

Ziele und Methoden der Philosophie

Christoph Lumer (Universität Osnabrück)

Erschienen in: Aufgaben der Philosophie heute. Arbeitstagung des Fachbereichs Kultur- und Geowissenschaften (Universität Osnabrück) in Verbindung mit dem Istituto di Filosofia (Università degli Studi di Urbino), 24. - 26. Oktober 1988. Osnabrück: Osnabrücker Philosophische Schriften [1989]. S. 108-132.

Wissenschaftliche Methoden bestehen zum einen aus präzisen Gültigkeitskriterien für die in einer bestimmten Wissenschaft angestrebten Ergebnisse, zum anderen aus Verfahren, mit denen man nachweist, daß bestimmte Ergebnisse diesen Gültigkeitskriterien genügen, und drittens aus Vorschlägen für heuristische Verfahren, wie man zu solchen Ergebnissen gelangt. Eine der Aufgaben der Philosophie ist zwar, - in der Wissenschaftstheorie - solche wissenschaftlichen Methoden, insbesondere die Gültigkeitskriterien aufzuklären und zu präzisieren. Erstaunlich ist aber, daß die Philosophen vergleichsweise unmethodisch vorgehen und daß selbst dann, wenn sie methodisch vorgehen, diese Methoden meist nicht expliziert werden. Klare Methoden sind aber die Voraussetzung für einen kumulativen Forschungsprozeß, für die Entwicklung und Ausführung von Forschungsprogrammen, für so etwas wie Normalwissenschaft im Rahmen eines Paradigmas. So nimmt es denn nicht wunder, daß es in der Philosophie solch einen kumulativen Forschungsprozeß, Normalwissenschaft im Rahmen von längerlebigen Paradigmen, anscheinend nicht gibt. Von diesem ersten Anschein gibt es zwar Ausnahmen; so ist beispielsweise in der sprachanalytischen Philosophie wenigstens eine Zeit lang in beschränktem Umfang normalwissenschaftliche Forschung mit nach wie vor brauchbaren Ergebnissen getrieben worden. Für den größten Teil der Philosophie stimmt der erste Anschein jedoch. Häufig genug wird sogar gesagt, daß Philosophie per se kein kumulativer Forschungsprozeß sein kann, oder sogar, daß sie nicht methodisch sein könne; dies unterscheidet Philosophie gerade von der Wissenschaft. Diese Ansicht halte ich jedoch für falsch; ich werde nachher versuchen, eine philosophische Methodologie zu skizzieren.

Mein Vortrag gliedert sich in drei Teile, einen historisch-kritischen, einen kritischen und einen konstruktiven.

1. Im ersten Teil untersuche ich historische Kandidaten für Paradigmen in der Philosophie, den ontologischen, den mentalistischen und den linguistischen Ansatz, warum diese im wissenschaftstheoretischen Sinne keine Paradigmen oder Forschungsprogramme sind bzw. entwickelt haben; insbesondere wird es um die fehlenden oder inadäquaten Methodologien dieser Ansätze gehen.
2. Im zweiten Teil diskutiere ich einen neuen methodologischen Ansatz für die Philosophie, an den ich ein Stück weit positiv anknüpfen möchte, und zwar den von David Lewis.
3. Im dritten Teil dann werde ich meine eigenen Ansätze zu einer Methodologie vorstellen und darlegen, für welche Ziele sie geschaffen sind.

1. Methoden und paradigmatischer Status des ontologischen, des mentalistischen und des linguistischen Ansatzes in der Philosophie

Die Einteilung in einen ontologischen, einen mentalistischen und einen linguistischen Ansatz in der Philosophie - kürzer: in Ontologie, Mentalismus und Linguismus - stammt von Schnädelbach ¹. Sie ist bei ihm verbunden mit der Behauptung, es handele sich dabei um Paradigmen im Sinne Kuhns ². Kuhns Paradigmabegriff ³ ist mir jedoch zu schwammig und wissenssoziologisch; wissenschaftstheoretisch brauchbarer ist Lakatos' entsprechender Begriff des 'Forschungsprogramms' ⁴, an den anknüpfend der Ausdruck "Forschungsprogramm" wie folgt definiert werden kann: Forschungsprogramme bestehen aus 1. dem Kern einer umfassenden Theorie für ein bestimmtes Gebiet (einem Grundgesetz, bestimmten Axiomen, zentralen Gesetzen, einem Modell), 2. einer paradigmatischen Ausführung eines Teils der Theorie und 3. einer positiven Heuristik, d.h. einer expliziten oder impliziten Methodik, wie die Theorie vervollständigt werden kann, so daß eine umfassende Theorie entsteht, in der alle Probleme des Gebietes gelöst sind. Sind der ontologische, der mentalistische und der linguistische Ansatz in der Philosophie Forschungsprogramme?

Schnädelbach hat nun u.a. einzelne philosophische Lehren den genannten drei Ansätzen - Ontologie, Mentalismus, Linguismus - zugeordnet, später aber eingeräumt, daß diese Einteilung zu Schwierigkeiten führt, daß z.B. Wittgenstein, einer der Gründerväter des linguistischen Paradigmas, zugleich Metaphysiker, also an ontologischen Fragen interessiert sei ⁵. Diese Schwierigkeiten rühren meines Erachtens daher, daß mit diesen drei Richtungsbezeichnungen ganz verschiedene Dinge eingeteilt werden, und zwar:

1. erkenntnistheoretische Ansätze in Verbindung mit den grundlegenden Vorstellungen von der Welt,
2. explizite philosophische Methoden,
3. tatsächlich angewandte philosophische Methoden,
4. Forschungsinhalte.

In einer umfassenden philosophischen Position, eben einem Forschungsprogramm, müßten diese Dinge (bis vielleicht auf die Forschungsinhalte) organisch zusammenhängen, sich auseinander ergeben: Die Erkenntnistheorie i.w.S. ist sicher *ein* Kern jeder Philosophie. Und da die Erkenntnistheorie *alle* Formen der Erkenntnis behandeln sollte, müßte sie auch die philosophische Erkenntnis thematisieren. Aus dem erkenntnistheoretischen Ansatz müßte sich deshalb eigentlich

¹ Herbert Schnädelbach: Philosophie. In: Ekkehard Martens; Herbert Schnädelbach (Hg.): Philosophie. Ein Grundkurs. Reinbek: Rowohlt 1985. S. 37-76.

² Ibid. S. 39.

³ Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. (1962). Zweite revidierte und [...] ergänzte Auflage. Frankfurt: Suhrkamp 1981. S. 25.

⁴ Imre Lakatos: Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. (1970). In: Ders.; Alan Musgrave (Hg.): Kritik und Erkenntnisfortschritt. [...] Braunschweig: Vieweg 1974. S. 89-189. Das. S. 129-132.

⁵ Herbert Schnädelbach: Zum Verhältnis von Diskurswandel und Paradigmenwechsel in der Geschichte der Philosophie. Vortrag, gehalten am 22.4.1988 auf der Tagung "Das Sokratische Gespräch" in Springe.

auch die philosophische Methode ergeben. So müßte eine ontologische Erkenntnistheorie nach einer ontologischen Methode verfahren und diese auch explizit machen. Keine der anvisierten philosophischen Positionen ist jedoch in diesem Sinne organisch. Und eine klare Einteilung in die drei genannten Richtungen ist auch nur bei den erkenntnistheoretischen Ansätzen möglich. Diese drei Ansätze entwickeln aber weder immer explizite philosophische Methoden, noch entsprechen die von ihnen explizierten Methoden ihren erkenntnistheoretischen Ansätzen, noch werden immer überhaupt erkennbare Methoden angewandt, noch entsprechen die tatsächlich angewandten Methoden immer den explizierten Methoden oder den Grundzügen der Erkenntnistheorie. Selbst wenn eine philosophische Position nicht in diesem Sinne disparat, sondern organisch ist, muß sie nicht richtig, wahr, adäquat sein oder wie immer man sonst dies ausdrücken soll. Aber die innere Disparatheit der betrachteten philosophischen Ansätze muß selbstverständlich zu enormen Problemen führen, die erklären würden, warum es einen kumulativen Forschungsprozeß in der Philosophie kaum gibt. Ich werde deshalb als nächstes ein paar Philosophien, die sich unter die erkenntnistheoretischen Ansätze subsumieren lassen, untersuchen, ob oder wie weit sie jeweils disparat bzw. organisch sind. Diese Untersuchung kann natürlich nur eine äußerst grobe und schematische Skizze sein.

Der *ontologische Ansatz* in der Erkenntnistheorie besagt, daß das Erkennen vom Seienden selbst ausgeht, von diesem auf den Weg gebracht wird. Der Weg zur Wahrheit ist dem Erkennenden im Seienden selbst schon gebahnt. Die Erkenntnis selbst wird nach dem optischen Modell vorgestellt. Erkenntnisse sind irgendwie vereinfachte Bilder, Modelle der Wirklichkeit. Wie die Erkenntnis funktioniert, wird nicht genauer untersucht; es wird nur unterstellt, daß Erkenntnis funktioniert. Diesem Ansatz entspricht die Adäquationsdefinition der Wahrheit: Wahrheit sei Entsprechung von Gegenstand und Verstand. An dieser Formel ist ja zu Recht der Adäquationsbegriff kritisiert worden: Wie soll eine Erkenntnis - zumeist doch ein sprachliches Gebilde - dem Gegenstand entsprechen können? Insofern drückt die Adäquationsdefinition der Wahrheit auch gut die Unbekümmertheit des ontologischen Ansatzes um die Möglichkeit und Funktionsweise der Erkenntnis aus.

Platon etwa vertritt eine in diesem Sinne ontologische Erkenntnistheorie. Die philosophische Erkenntnis, die Erkenntnis der Ideen richtet sich seines Erachtens auf das Wesen der Dinge und unterscheidet sich deshalb von der oberflächlichen Erkenntnis. Aber auch die philosophische Erkenntnis ist bei Platon nach dem optischen Modell konzipiert: Sie ist ein Sich-Wiedererinnern der Seele an ein Geschaut haben in ihrer Präexistenz, wo sie die Ideen mit dem "Auge des Geistes" unmittelbar schauen konnte.

Aristoteles' Erkenntnistheorie sieht einerseits eine ontologische sinnliche Erkenntnis vor, andererseits eine diskursiv-operative Verarbeitung des Wahrgenommenen durch induktives und deduktives Schließen. Dieser zweite Teil paßt schon nicht mehr in das ontologische Erkenntnismodell, sein Status wird aber auch nicht geklärt.

Aus dem ontologischen Modell ergibt sich, daß es eine eigene philosophische Methodik gar nicht geben darf; man braucht ja nur irgendwie die Augen zu öffnen und dann tritt der Gegenstand

selbst in Aktion. So haben denn die von Platon angegebenen philosophischen Methoden, Dialektik und Mäeutik, nur vorbereitenden Charakter. Bei Aristoteles hingegen gehört wenigstens das logische Schließen zu den philosophischen Methoden.

Schaut man sich die von Platon und Aristoteles tatsächlich angewandten Methoden an, so verwendet Platon in seinen Dialogen häufig die *Reductio ad absurdum*, um den Gesprächspartner zu widerlegen. Die *Reductio ad absurdum* ist eine deduktive Argumentation und setzt wie alle deduktiven Argumentationen Prämissen voraus, die bei Platon anscheinend unmethodisch gewonnen werden durch konsensuelle Einführung. Insofern hat Platon mit der *Reductio ad absurdum* also nur eine negative Methode, den mehr oder weniger logischen Nachweis, daß eine aus mehreren Prämissen bestehende Position in sich widersprüchlich ist.

Die vielleicht größte Leistung Aristoteles' ist seine Syllogistik, in der er gerade die Prinzipien des deduktiven syllogistischen Schließens klärt, und zwar so gründlich klärt, daß es fast 2000 Jahre keine wesentlichen Verbesserungen an diesem System gab. Und sie ist eines der wenigen Ergebnisse in der Philosophie, von denen man ohne Schwierigkeiten sagen kann, daß sie im Kern bleibenden Wert haben und den Grundstock für eine kumulative Forschung bildeten. Vermutlich sind dann also auch die Methoden, mit denen diese Ergebnisse gewonnen wurden, zumindest ausbaufähig. Die angewandte Methode ist aber nicht die von Aristoteles explizierte philosophische Methode. Und mit Logik alleine läßt sich auch nicht zirkelfrei diese selbe Logik begründen. Die Begründungen, die Aristoteles in der ersten Analytik gibt, sind auch entweder zirkulär oder operieren einfach didaktisch mit Beispielen, in denen die behaupteten logischen Verhältnisse auf der anschaulicheren Ebene vorexerziert werden. Ich greife willkürlich ein Beispiel heraus, die Frage nach der Umkehrbarkeit der Implikation: "Der [allgemeine] bejahende Satz [z.B. alle A sind B] muß zwar umkehrbar sein, doch nicht so, daß ein allgemeiner, sondern so, daß ein partikulärer Satz herauskommt, z.B. wenn jede Lust ein Gut ist, muß auch irgendein Gut eine Lust sein." (Erste Analytik 25a.) Und die Begründung: "Wenn aber A jedem B zukommt, kommt auch B irgendeinem A zu. Denn wenn es keinem zukäme, käme auch A keinem B zu. Es wurde aber vorausgesetzt, daß es jedem zukommt." (ibid.) (Also: $\forall x(Bx \rightarrow Ax) \Rightarrow \exists x(Ax \ \& \ Bx)$). Denn, Gegenbeispiel: $\neg \exists x(Ax \ \& \ Bx) \Rightarrow \neg \exists x(Bx \ \& \ Ax) \Rightarrow \neg \forall x(Bx \rightarrow Ax)$ im Widerspruch zur Voraussetzung.)

Diese Argumentation arbeitet mit zwei Folgerungsschritten. Beide Folgerungsschritte sind nicht so harmlos, wie sie zuerst erscheinen mögen. Bei dem zweiten ist z.B. vorausgesetzt, daß die Menge der B nicht leer ist. Diese Voraussetzung wird heute extra eingeführt als Voraussetzung des von Aristoteles zu beweisenden Schlusses. Denn, wenn es kein B gibt, können durchaus alle B A sein, und trotzdem gibt es keinen Gegenstand, der A und B zugleich ist. Und der erste Folgerungsschritt, daß wenn B keinem A zukäme, auch A keinem B zukäme, wäre selbst erst zu beweisen.

Die Methode, die Aristoteles hier anwendet, ist vielmehr, systematisch unsere Intuitionen von korrekten logischen Schlüssen zu rekonstruieren. Also die möglichen Schlüsse intuitiv in gültige und ungültige zu unterscheiden, die gültigen Schlüsse in Form von Regeln zu

systematisieren und dabei eventuell noch einige kleinere Fehler der vorherigen intuitiven Beurteilung zu korrigieren. Dieses Verfahren der Regelrekonstruktion ist heute eines *der* Verfahren der analytischen Philosophie.

Der *mentalistische Ansatz* geht weiterhin aus von der Adäquationsdefinition der Wahrheit, beginnt aber bekanntermaßen mit dem skeptischen Zweifel, ob Wahrheit denn überhaupt erkennbar sei. Zunächst haben wir nur erst einmal unseren intellectus, also speziell den Glauben, daß etwas der Fall sei. Ob dem irgendein Gegenstand entspricht, ist ebenfalls zunächst einmal äußerst zweifelhaft. Der positive Ansatz des Mentalismus ist dann, bei dem anscheinend sicheren Wissen über unsere Bewußtseinsinhalte zu beginnen und von da aus die Erkennbarkeit der Welt zu beweisen oder von da aus Erkenntnismodelle zu entwickeln. Ein positiver Ansatz in diesem Sinne ist etwa Descartes' Argumentation: cogito ergo sum. Auch Kants Erkenntnistheorie ist mentalistisch, wenn er zwischen den Erkenntnissen aus reiner Vernunft, d.h. den Erkenntnissen der reinen, vorempirischen Philosophie und den Vernunftkenntnisse aus empirischen Prinzipien, also empirischer Erkenntnis unterscheidet (KrV A 840, B 868). Seinen genialen Lösungsansatz für das Problem der Welterkenntnis, die kopernikanische Wende, also der Schritt von der Annahme, alle Erkenntnis müsse sich nach den Dingen richten, zu der Einsicht, die Gegenstände müßten sich nach den Regeln unseres Verstandes richten (KrV B XXI f.), würde ich zwar unterschreiben, problematisch bleiben aber seine Begründung und wie er dann im einzelnen ausgeführt wird. Die Bestimmungen, wie die Gegenstandserkenntnis zu funktionieren hat und wie überhaupt die Gegenstände unserer Erfahrung auszusehen haben, liefert nach Kant die reine Vernunft in ihren synthetischen Urteilen a priori, also den gehaltvollen Urteilen, die vor aller Erfahrung gefällt werden.

Welche expliziten Methoden für die Philosophie werden von den genannten Mentalisten entwickelt. Descartes Methode, erstens das Problem klar zu isolieren, zweitens in Teilprobleme zu zerlegen, drittens bei der Lösung vom Einfachen zum Komplexen fortzuschreiten und viertens dabei eine Systematik zu entwickeln, ist zwar eine heuristische Methode, aber keine Methode im gesuchten Sinne, die u.a. präzise Gültigkeitskriterien liefern würde. Kant nennt sein Verfahren zur Begründung der synthetischen Urteile a priori "transzendente Deduktion". Wie dieses Begründungsverfahren nun genau aussieht, ist unter Kantforschern umstritten. Ich möchte mich in diesen Streit nicht einmischen, sondern wieder an einem willkürlich herausgegriffenen Beispiel analysieren, wie Kant in seiner transzendentalen Deduktion tatsächlich vorgeht.

"Das Mannigfaltige der Vorstellungen kann in einer Anschauung gegeben werden, die bloß sinnlich [...] ist [...]. Allein die *Verbindung* (coniunctio), eines Mannigfaltigen überhaupt, kann niemals durch Sinne in uns kommen, und kann also auch nicht in der reinen Form der sinnlichen Anschauung zugleich mit enthalten sein; denn sie ist ein Actus der Spontaneität der Vorstellungskraft, und, da man diese, zum Unterschiede von der Sinnlichkeit, Verstand nennen muß, so ist alle Verbindung, wir mögen uns ihrer bewußt werden oder nicht [...], eine Verstandeshandlung, die wir mit der allgemeinen Benennung *Synthesis* belegen würden, um dadurch zugleich bemerklich zu machen, daß wir uns nichts, als im Objekt verbunden, vorstellen

können, ohne es vorher selbst verbunden zu haben, und unter allen Vorstellungen die *Verbindung* die einzige ist, die nicht durch Objekte gegeben, sondern nur vom Subjekte selbst verrichtet werden kann, weil sie ein Actus seiner Selbsttätigkeit ist." (KrV B 129-131.) Gegenfrage, warum soll ich nicht *sehen* können, daß vor mir ein Bleistift und ein Kugelschreiber liegen? Entweder die Argumentation ist zirkulär: Die Vorstellungen werden eben so definiert, daß sie keine Verbindungen sein können. Oder, wenn man dies nicht voraussetzt, ist die These problematisch.

Kants Verfahren hier, wie sonst häufiger, scheint mir vielmehr folgendes zu sein: Er versucht zu beweisen, daß sich etwas notwendig so verhält, indem er untersucht, ob es nicht möglicherweise auch anders sein könnte; und dies tut er, indem er sich fiktiv Verhältnisse vorzustellen versucht, bei denen es anders wäre. Dieses Verfahren hat einen entscheidenden Haken: Mit ihm kann man zwar unter Umständen negativ beweisen, daß etwas nicht notwendig so ist, wie es ist, nicht aber positiv, daß es notwendig so ist. Heute wissen wir, daß es unterschiedlich starke Notwendigkeitsbegriffe gibt: logische, analytische, physikalische usw. und daß, um einen Notwendigkeitsbeweis zu führen, entsprechende Gesetze vorausgesetzt werden müssen, aus denen dann die notwendig wahre Aussage logisch abgeleitet werden müßte. Die *logische* und die *analytische* Notwendigkeit beruhen auf zu schwachen Prämissen, um das von Kant Gewünschte zu deduzieren; und *physikalische* Notwendigkeiten kommen schon wegen Kants transzendentaler Absicht, apriorische Urteile vor aller Erfahrung zu begründen, nicht in Betracht. Daß die Kantischen Vorstellungen von Gegenständen, Raum und Zeit nicht nur nicht notwendig, sondern eng an die Newtonsche Physik gebunden sind, zeigte sich insbesondere seit Entdeckung der Relativitätstheorie, nach der das nach Kant Unmögliche nun plötzlich sogar faktisch wahr sein sollte.

Die Art und Weise der innerpsychischen Konstruktion von Wahrnehmungsgegenständen aus Sinnesdaten wie auch die Art und Weise unserer sprachlichen Erkenntnisse sind keine logischen oder physikalischen Notwendigkeiten: Diese Konstruktionen und Erkenntnisweisen könnten auch anders ausfallen. Den Piagetschülern Affolter und Bauer zufolge, funktioniert die Konstruktion von Wahrnehmungsgegenständen beispielsweise so, daß Kinder bis etwa zum sechsten Lebensmonat das Beherrschen der einzelnen Sinne lernen, wozu z.B. die Koordination der Augenbewegung, Akkomodation, Konzentration auf bestimmte Reize und das Festhalten und Verfolgen dieser Reize gehören. Die Beherrschung der einzelnen Sinne führt zu einer krisenhaften Reizüberflutung. Gleichzeitig erkennt das Kind aber empirische Zusammenhänge zwischen den einzelnen Sinnesmodalitäten, zuerst zwischen taktil-kinästhetischen und akustischen, dann zwischen akustischen und visuellen etc. Das über diese einfachen empirischen Erkenntnisse hinausgehende Modell der Wahrnehmungsgegenstände, nach dem z.B. der visuell wahrnehmbare Gegenstand auch dann noch vorhanden ist, wenn man die Augen schließt, ihn aber noch fühlt oder hört oder eben gar nicht mehr wahrnimmt, ist dann ein intellektuelles Konstrukt, mit dem die Krise der Reizüberflutung überwunden werden kann ⁶. Denn die Daten der einzelnen Sinne sind nun in die

⁶ Hildegard Bauer: Die Entwicklung der primären Wahrnehmungsprozesse und ihre Bedeutung für die Sprachentwicklung bei Körperbehinderten nach Affolter und Mitarbeitern. In: Andreas D. Fröhlich (Hg.):

von anderen Sinnen übersetzbar, so daß die bisherige Informationsfülle auf einen Bruchteil reduziert werden kann. Außerdem sind nun ganz neue Prognosen möglich, z.B. daß ich den Gegenstand, den ich sich auf mich zubewegen sehe, gleich fühlen werde o.ä. Die neue Verarbeitungsweise hat also enorme Vorteile gegenüber der alten, und anscheinend erkennen Kinder diese Vorteile auch intuitiv. Sie ist aber nicht notwendig. Bauer erklärt beispielsweise bestimmte Typen von Autismus so, daß die intermodale Integration der verschiedenen Sinneswelten nicht komplett gelungen sei. - Demnach gibt es also unterschiedliche Erkenntnisweisen, die mehr oder weniger große Vorteile für die Lebensführung haben. Wir können diese Vorteile auch erkennen. Und wir müssen zwischen diesen Erkenntnisweisen wählen. Ich werde auf diesen Punkt nachher zurückkommen.

Der Linguismus kritisiert am mentalistischen Ansatz, daß allenfalls das nichtsprachlich formulierte Wissen über unsere inneren Zustände sicher ist, nicht jedoch das sprachliche, daß der Mentalismus aber auf *ausformulierte* reine Vernunftkenntnisse abhebe. Der erkenntnistheoretische Ansatz des Linguismus ist dann folgender: Alle Erkenntnis findet im Medium der Sprache statt und wird in sprachlichen Urteilen ausgedrückt. Sprachliches Erkennen ist das Befolgen von Sprachregeln, genauer: das Befolgen der Verwendungsregeln derjenigen sprachlichen Ausdrücke, mit denen das Urteil formuliert ist. Die alte Adäquationsdefinition der Wahrheit kann nun auch durch eine verständliche ersetzt werden: Wahrheit ist eine bestimmte Form richtiger Satzkonstruktion, Konstruktion so, wie sie von den Verwendungsregeln der Ausdrücke des Satzes vorgeschrieben wird.

Als Aufgabe der Philosophie werden von Anhängern des linguistischen Ansatzes der Erkenntnistheorie meist angegeben: die Klärung der Bedeutung philosophischer Termini oder die allgemeine Klärung von Satzbedeutungen überhaupt (formale Semantik) oder die Aufklärung der Bedeutung von Wissenschaftssprachen. Dem eigenen Ansatz entsprechend geht es also darum, wahre Urteile über Bedeutungen aufzustellen; dazu muß man zunächst wissen, was überhaupt "Bedeutung" heißt. Nach Wittgenstein ist aber die Verwendungsregel eines Ausdrucks gleich seiner Bedeutung. Also müssen zur Bedeutungsklärung Verwendungsregeln von sprachlichen Ausdrücken rekonstruiert werden. So ist also die Sprachrekonstruktion die dem linguistischen Ansatz entsprechende Methode der Philosophie. Allerdings beschreiben auch analytische Philosophen die rekonstruktive Methode nicht genauer, obwohl diese Methode weit komplizierter und klärungsbedürftiger ist, als gemeinhin angenommen wird.

Die eben angegebene Zielbestimmung für die Philosophie, Bedeutungsanalysen zu liefern, ist aber viel zu eng; und in dem, was analytische Philosophen tatsächlich treiben, gehen sie auch weit darüber hinaus, versuchen sie, das ganze traditionelle Spektrum philosophischer Fragen abzudecken. Und diese erweiterte Themenstellung ist auch nicht mehr mit den Mitteln der Sprachrekonstruktion zu bewältigen.

Zunächst einmal reichen die im Alltag gut funktionierenden Begriffe, die man also einfach rekonstruieren könnte, für theoretische Zwecke nicht aus. Sie müssen vertieft, viel präziser gefaßt und in Theorien eingebunden werden. So erhält ja schon der alltagssprachliche Bedeutungsbegriff keine Bedeutungstheorie und keine Forschungsmethode für die Semantik. Für die Festlegung neuer Verwendungsregeln von Ausdrücken sieht der Linguismus aber überhaupt keine Methode vor; Tugendhat behauptet sogar, solche Festlegungen seien beliebig, wenn nur ein verständlicher Begriff entstünde ⁷. Es gibt jedoch nützliche und unnütze Begriffe. Und bei der festlegenden Definition neuer Begriffssysteme ist zu entscheiden, welches Begriffssystem das beste ist.

"Dann entscheiden wir einfach nach den Verwendungsregeln des Ausdrucks 'x ist das beste y'" müßte der Sprachanalytiker antworten. Zum einen läßt sich hier aber das Argument wiederholen, daß die Alltagssprache nicht unbedingt und im Falle des Prädikats "gut" auch tatsächlich nicht über genügend elaborierte Begriffe verfügt. Zum anderen ist gerade das Prädikat "gut" deshalb eine so harte Nuß für die Sprachanalytiker, weil es eine Besonderheit aufweist, mit der sie nicht rechnen und die das übliche Verifikationsschema durcheinanderbringt: Zur Bedeutung dieses Ausdrucks gehört es, auf die fundamentalen Bewertungskriterien des Bewertungsobjekts zu *verweisen*, nach denen dann die Bewertung vorzunehmen ist. Das heißt, in der Bedeutung dieses Ausdrucks sind die Bewertungskriterien nicht direkt enthalten. Wenn wir die Bedeutung von "gut" und das Bewertungsobjekt kennen, wissen wir also noch lange nicht, nach welchen Kriterien dieses denn bewertet werden soll. Es fehlt also eine Theorie der rationalen Bewertung.

Werden in der analytischen Philosophie also noch andere Methoden als die Bedeutungsrekonstruktion angewendet? In der Wissenschaftstheorie beispielsweise wird über die Sprachanalyse hinaus geklärt, welche Arten von Urteilen überhaupt mit Wissenschaft angestrebt werden. Erstaunlicherweise werden auch für die Untersuchung dieser Frage rekonstruktive Verfahren angewendet. Es werden eben nicht mehr nur die Verwendungsregeln bestimmter sprachlicher Ausdrücke rekonstruiert, sondern allgemeiner: wissenschaftliche Verfahren und Regeln. Das Verfahren der Rekonstruktion ist also nicht auf sprachliche Gegenstände beschränkt. Rawls wendet das rekonstruktive Verfahren auch in der Ethik an und expliziert es sogar einigermaßen gut ⁸. Er rekonstruiert eben unsere moralischen Intuitionen.

In der Logik beispielsweise gibt es alternative Rekonstruktionen oder auch Neukonstruktionen von Systemen logischer Operatoren. Ein wesentlicher Teil der Diskussion um solche Systeme besteht nun darin, einmal die Widerspruchsfreiheit, zum anderen aber sonstige relevante Eigenschaften dieser Systeme zu untersuchen: Entsprechen sie unserer Intuition? Wie ausdrucksstark sind sie? Wie einfach sind sie zu handhaben? Sind sie nicht trivial, daß aus ihnen unter Umständen alles oder gar nichts folgt? usw. Es werden also die Konsequenzen der Anwendung dieser Systeme untersucht.

⁷ Ernst Tugendhat: Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie. (1976). Frankfurt: Suhrkamp 1979. S. 29; 127.

⁸ John Rawls: Eine Theorie der Gerechtigkeit. (1971). Frankfurt: Suhrkamp 1979. Kapitel 1, Abschnitte 4 und 9. - John Rawls: Ein Entscheidungsverfahren für die normative Ethik. (1951). In: Dieter Birnbacher; Norbert Hoerster (Hg.): Texte zur Ethik. München: Deutscher Taschenbuch Verlag ⁵1984. S. 124-138.

Schließlich werden etwa in der analytischen Handlungstheorie u.a. die allgemeine Funktionsweise und der Ablauf von Handlungen untersucht. Dies sind aber Fragen nach empirischen Gesetzmäßigkeiten, die eigentlich mit dem Instrumentarium und entsprechenden Gültigkeitskriterien nomologischer Wissenschaften zu beantworten wären. Diese Gültigkeitskriterien sind ja ein traditionelles Thema der Philosophie; und über einen Mangel an präzisen Methoden braucht man sich auf diesem Gebiet nicht zu beklagen.

Das negative Fazit dieses Durchgangs durch verschiedene erkenntnistheoretische Ansätze und philosophische Positionen ist also: Die Philosophie müßte zwar ihre eigene Metatheorie sein, also reflexiv sein, aus ihrer Erkenntnistheorie auch die eigene Methode entwickeln. Dies ist jedoch keinem der diskutierten Ansätze gelungen. Keiner der genannten Ansätze ist also organisch.

2. David Lewis' philosophische Methode

David Lewis' Philosophiekonzeption ist kurz und präzise expliziert: "Der Leser, der schlagende Argumente für meine Theorien sucht, wird enttäuscht werden. Ob es nun schön wäre, Philosophen die einem nicht zustimmen, durch die Kraft besserer Argumente zu schlagen oder nicht, es ist nicht möglich. Philosophische Theorien werden nie endgültig widerlegt. (Oder fast nie. Gödel und Gettier mögen dies geschafft haben.) Die Theorie überlebt ihre Widerlegung - zu einem bestimmten Preis. Argle hat gesagt, was wir in der philosophischen Argumentation vollbringen: wir messen [measure] den Preis. Vielleicht ist es das, was wir mehr oder weniger endgültig feststellen können. Aber wenn alles gesagt und getan ist und alle die ausgefuchsten Argumente und Differenzierungen und Gegenbeispiele entdeckt worden sind, dann werden wir wahrscheinlich der Frage gegenüberstehen: Welche Preise sind es wert, bezahlt zu werden, welche Theorien sind alles in allem glaubwürdig, was sind die inakzeptablen kontraintuitiven Konsequenzen und was sind die akzeptablen kontraintuitiven. Über diese Frage mögen wir weiter Differenzen haben. Und wenn tatsächlich alles gesagt und getan ist, gibt es keine Hoffnung, weitere Argumente zu finden, um unsere Differenzen zu klären. [...] Wenn wir einmal das Menü wohl-elaborierter Theorien vor uns haben, ist Philosophie eine Glaubensfrage." ⁹

Ein einfaches Beispiel für die Durchführung dieser Position ist Lewis' Diskussion des Problems einer materialistischen Ontologie, ob es Löcher gibt ¹⁰. Diese materialistische Ontologie besagt, daß es nur konkrete materielle Gegenstände gebe. Löcher sind aber gerade die Abwesenheit von Materie. Die erste mögliche Position innerhalb des Materialismus zum Lochproblem ist: Es gibt keine Löcher. In einem Gegenstand könnten zwar Löcher sein; dies heiße jedoch, dieser Gegenstand sei löcherig. Diese Position wird nach einigen Einwänden wegen ihrer zu hohen Kosten verworfen. Die Alternative ist: Es gibt Löcher, Löcher sind materielle Gegenstände. Die Materie umgibt das Loch, und die Lochgrenze ist eigentlich das Loch. Lewis untersucht dann wieder eine Reihe von Konsequenzen dieser Position, z.B.: Die "Lochgrenze umgibt das Loch"; Dinge können

⁹ David Lewis: *Philosophical Papers*. Vol. I. New York; Oxford: Oxford Univ. Press 1983. S. X f.

¹⁰ David Lewis; Stephanie Lewis: *Holes*. (1970). In: David Lewis: *Philosophical Papers*. Op. cit. S. 3-9.

sich aber nicht selbst umgeben. Abwehr des Einwandes: Dann muß "etwas umgeben", wenn von Löchern die Rede ist, anders definiert werden, nämlich als "identisch sein mit". Diese Konsequenz der Position kostet also etwas, eben die Abweichung vom üblichen Sprachgebrauch beim Ausdruck "umgeben". Ein weiterer Einwand ist: Ein Loch im Käse ist nicht *aus* Käse, nach der diskutierten Version des Materialismus aber wohl. Erwiderung: Höhlen sind auch Löcher und wir sagen bei denen z.B., sie seien aus Kalkstein gemacht. Diese Anomalie ist also unbedeutend. So geht das dann weiter. Am Schluß stellt sich heraus, daß die Kosten für die zweite materialistische Position zum Lochproblem nicht übermäßig hoch sind, daß man sie also vertreten kann.

Lewis' Methode ist mir grundsätzlich sehr sympathisch. Trotzdem sehe ich einige Schwierigkeiten. 1. Lewis rechtfertigt seine Methode nicht; er erklärt nicht, warum dieses Vorgehen überhaupt möglich ist. Ziel der ontologischen Diskussionen war doch ursprünglich, zu klären, ob denn z.B. der Materialismus nun recht hat oder nicht, ob die Behauptung, es gebe nur konkrete materielle Gegenstände, wahr ist oder falsch. Warum kann dieses ursprüngliche Frageziel einfach fallengelassen werden zugunsten einer Kosten-Nutzen-Abwägung? Meine eigene Antwort auf diese Frage möchte ich jetzt andeuten: Ob der Materialismus recht hat oder nicht, hängt davon ab, wie das Sprachsystem konstruiert ist. Sprachsysteme sind aber Instrumente, mit denen wir unser Leben bewältigen und die gemessen an dieser Aufgabe mehr oder weniger gut sein können.

2. Lewis nennt als Bewertungsaspekte, die bei der Kosten-Nutzen-Rechnung zu berücksichtigen sind: 1. Klarheit, 2. Wirtschaftlichkeit - also wohl Einfachheit -, 3. Intuitivität, also Übereinstimmung mit unserem Sprachgefühl, dem Common sense. Hier fehlen mir noch eine Reihe von Bewertungsaspekten wie: Erfüllt das System überhaupt seine instrumentelle Funktion?, ist es anwendbar?, bei Sprache insbesondere: wie ausdrucksreich ist es?, wie gelingt mit ihm die Bewältigung des Lebens?

3. Das Abwägen der Vor- und Nachteile ist beim Einsatz geeigneter Methoden besser intersubjektiv verbindlich durchführbar, als Lewis meint. An diese Kritik kann ich direkt meine Position anschließen.

3. Ansätze zu einer umfassenden philosophischen Methodologie

Methoden der philosophischen Forschung müssen, gemäß der These, daß die Philosophie in Form der Erkenntnistheorie ihre eigene Metatheorie enthalten sollte, auf einer entsprechenden Erkenntnistheorie aufbauen. Im weiteren wird eine instrumentalistische Erkenntnistheorie zugrundegelegt mit folgenden Grundannahmen: Unsere Gegenstandskonzepte oder Sprachsysteme, allgemeiner: unsere Erkenntnisregeln sind Instrumente, mit denen wir unsere Erfahrungen organisieren und verarbeiten. Diese Instrumente sind von uns selbst gestaltet, sie können auch anders aussehen. Sie basieren alle auf der Fähigkeit, Gegenstände - Sinnesreize, Vorstellungen, psychische Zustände - basal als gleich zu erkennen wie andere Gegenstände, zu denen wir früher einen Zugang hatten oder zu denen wir gleichzeitig einen Zugang haben. Diese basale Erkenntnisfähigkeit ist anthropologisch vorhanden und wird bei allen Arten von Erkenntnissen

eingesetzt. Im Zusammenhang mit solchen basalen Erkenntnissen verfügen wir aber zusätzlich über gestaltbare Freiheitsspielräume, mittels derer wir unterschiedliche Erkenntnisregeln befolgen können: 1. Man kann seine Aufmerksamkeit auf bestimmte Gegenstände und dort wieder mehr auf Details lenken und dadurch gezielt, genauer und differenzierter erkennen. 2. Man kann auf ganz bestimmte eventuelle Hinsichten der Gleichheit achten - vor allem zur Einordnung des jeweiligen Gegenstandes in ein Erkenntnismodell oder Kategoriensystem. 3. Man kann solche Standardklassifikationen kombinieren, z.B. um den Gegenstand später wiederfinden zu können oder um komplizierte Beziehungen zu entdecken. 4. Und man kann die Erkenntnisse über Hinsichten der Gleichheit durch (festgelegte) körperliche Äußerungen ausdrücken oder sich beim Erkennen solche Äußerungen vorstellen. Diese Freiheitsspielräume eröffnen uns eine riesige Fülle von Alternativen für Erkenntnisaktivitäten. - Daneben verfügen wir über die Fähigkeit, bestimmte Erfahrungen, insbesondere die Erfahrungen, die wir mit den verschiedenen Erkenntnisaktivitäten machen, als intrinsisch mehr oder weniger gute zu bewerten. Mit diesen Potentialen ausgestattet, können wir unsere Erkenntnisaktivitäten verbessern und zusätzlich so standardisieren und regulieren, daß aus ihnen echte Erkenntnisinstrumente werden. Instrumente müssen einen bestimmten Zweck, eine bestimmte Funktion (mehr oder weniger gut) erfüllen. Als allen Erkenntnisinstrumenten gemeinsame Funktion kann man nur allgemein angeben: das Leben besser zu bewältigen, d.h. Unangenehmes und Schaden abzuwehren, sich mehr Befriedigung zu verschaffen. Die einzelnen Erkenntnisinstrumente dienen zum Teil sehr speziellen Teilzielen innerhalb dieser Gesamtfunktion, so auch die philosophischen Erkenntnisinstrumente (s.u.). Und diese Erkenntnisinstrumente sind mehr oder weniger gut, erfüllen insbesondere ihre Funktion mehr oder weniger gut. Man wird sich selbstverständlich bemühen, möglichst gute Erkenntnisinstrumente zu entwickeln und anzuwenden. Die Art und Weise, wie auch Erkenntnisinstrumente bewertet werden können, wurde oben, bei der Diskussion von Lewis' Ansatz schon angesprochen.

Ein Beispiel für die Entwicklung solch eines echten Erkenntnisinstruments - wohl des ersten Erkenntnisinstruments überhaupt über das regellose Erkennen hinaus - wurde ebenfalls schon angesprochen: die Konstituierung von Wahrnehmungsgegenständen. Diese erfüllt die erste Bedingung für ein Instrument, daß es etwas Festes, Regelhaftes ist, weil nun alle Sinneserfahrungen nicht mehr nur für sich genommen, sondern als für etwas Anderes stehend gedacht werden, das ggf. auch mittels anderer Sinne erfahren werden kann. Zu dieser neuen Regelhaftigkeit gehört z.B. auch, daß über einen zweiten Sinn vermittelte Erfahrungen von demselben Ereignis gar nicht mehr abgespeichert zu werden brauchen. Die Konstituierung von Wahrnehmungsgegenständen erfüllt auch die zweite Bedingung für ein Instrument: Sie ist funktional, weil durch sie Speicherkapazität eingespart wird und ganz neue Prognosemöglichkeiten eröffnet werden - etwa von Erfahrungen mit einem Sinn auf Erfahrungen mit einem anderen, von aktuell nicht Wahrgenommenem auf später Wahrnehmbares schließen zu können.

Was nun die Methoden der Philosophie angeht, so sind sie spezielle Erkenntnisinstrumente, die spezielle Funktionen erfüllen, spezielle Erkenntnisse ermöglichen sollen. Welche Arten von Erkenntnissen werden aber in der Philosophie angestrebt? Oder allgemeiner: Was sind die Ziele der

Philosophie? Dies ist selbstverständlich eine alte und heikle Frage. Fast alle bekannteren Philosophen haben sich irgendwann einmal zu diesem Thema geäußert. Ich habe hier weder den Anspruch, diese Frage erschöpfend zu beantworten, noch möchte ich irgendwelche Ziele postulieren oder vorschreiben wollen, was die Philosophen zu tun haben. Mich hat vielmehr interessiert, 1. welche Erkenntnisziele Philosophen denn tatsächlich verfolgen ("tatsächlich" im Sinne einer rationalen Rekonstruktion) in dem, was sie tun, und 2.a) welche Methoden sie bei der Verfolgung ihrer Ziele tatsächlich anwenden (wieder im Sinne einer rationalen Rekonstruktion) bzw. b) welche Methoden dafür optimal wären.

Ich habe bisher schon öfter unterstellt, daß Philosophen auf spezielle *Erkenntnisse* zielen. Dies ist nicht selbstverständlich. Albert etwa sieht als Hauptaufgabe der Philosophie die Kritik von Dogmatismen an ¹¹, Jaspers bestreitet die Intersubjektivität und damit eigentlich den Erkenntnischarakter philosophischer "Erkenntnis" ¹², und der logische Empirismus bestreitet - wegen seines empiristischen Sinnkriteriums -, daß in der Philosophie sinnvolle Aussagen aufgestellt würden. ¹³ Die letzte Position ist schon insofern paradox, als sie in einer philosophischen Aussage formuliert wird; sie beruht auf einer inzwischen allgemein als unzureichend erkannten Semantik. Die Positionen von Albert und Jaspers lassen sich relativ leicht durch einige Blicke in beliebige philosophische Arbeiten widerlegen: Sicherlich wird dort kritisiert, gefragt und kontrovers diskutiert; aber mit dem Ziel, zu intersubjektiv akzeptablen Überzeugungen zu gelangen.

Unter denjenigen Zielbestimmungen, die der Philosophie Erkenntnisaufgaben zuweisen, gibt es eine ganze Reihe monistischer Ansätze, nach denen die Philosophie genau einen Fragenkomplex zu beantworten oder genau einen Gegenstandsbereich aufzuklären hat. Solche Konzeptionen sind etwa: Die Philosophie solle die allgemeinen Entwicklungs- und Bewegungsgesetze, die in Natur, Gesellschaft und Denken gleichzeitig wirkten, erforschen ¹⁴, oder ihre eigentliche Aufgabe sei die einer formalen Semantik, d.h. sie müsse klären, was es heiße, einen Satz zu verstehen ¹⁵.

Alle mir bekannten, derartig monistischen Konzeptionen von Philosophie sind in dem Sinne zu eng, daß sie höchstens einen Teil der philosophischen Disziplinen erfassen: Die formalsemantische Konzeption beispielsweise ist primär an der Erkenntnistheorie orientiert und grenzt etwa die Hauptbereiche der praktischen Philosophie aus. Deshalb nehme ich erst einmal nur

¹¹ Hans Albert: Philosophie als Engagement für kritische Vernunft. In: Kurt Salamun (Hrsg.): Was ist Philosophie? Neuere Texte zu ihrem Selbstverständnis. 2. erw. Aufl. Tübingen: Mohr 1986. S. 234-251. Das. S. 236; 239; 244.

¹² Karl Jaspers: Was ist Philosophie? In: Kurt Salamun (Hrsg.), s. vor. Anm. S. 51-63. Das. S. 51 f.

¹³ Rudolf Carnap; Hans Hahn; Otto Neurath: Wissenschaftliche Weltauffassung - der Wiener Kreis. In: Veröffentlichungen des Vereines Ernst Mach. Wien 1929. S. 9-30. Wiederabdruck in: Hubert Schleicher (Hrsg.): Logischer Empirismus - der Wiener Kreis. München: Fink 1975. S. 201-222. Das. S. 207 f.; 220. - Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. (1918) Frankfurt: Suhrkamp ¹⁴1979. 6.53; 6.54. - Moritz Schlick: Die Wende der Philosophie. In: Kurt Salamun (Hrsg.), s.o. S. 13-19. Das. S. 16; 17; 19.

¹⁴ Manfred Buhr; Matthäus Klein: Philosophie. In: Georg Klaus; Manfred Buhr (Hrsg.): Marxistisch-leninistisches Wörterbuch der Philosophie. Fotomechanischer Nachdruck der 7. berichtigten Originalausgabe. Reinbek: Rowohlt 1972. Bd. 3. S. 838-840. Das. S. 840.

¹⁵ Ernst Tugendhat: Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie. (1976). Frankfurt: Suhrkamp ²1979. S. 54; 127. - Daneben erkennt Tugendhat noch einen "höheren", nicht so monistischen Begriff von Philosophie an, der aber eine bislang unbekannte Methode voraussetze (ibid. 120-128).

an, daß sich jeweils für die Unterdisziplin der Philosophie spezifische Grundfragen formulieren lassen, die schon in deren Titeln angedeutet sind. Diese verschiedenen Fragen lassen sich vermutlich wenigstens zum Teil noch hierarchisieren und axiomatisieren¹⁶; dies kann bei den folgenden methodischen Überlegungen aber vernachlässigt werden.

Wesentlich für meinen Ansatz ist vielmehr, daß die in den einzelnen Subdisziplinen der Philosophie angestrebten Erkenntnisse auch unabhängig von einer derartigen Hierarchisierung in (wenigstens) drei inhaltliche Typen eingeteilt werden können, denen jeweils bestimmte Forschungsmethoden entsprechen.

1. Der erste Typ philosophischer Untersuchungen zielt auf die grundlegenden Strukturen der Welt und der menschlichen Natur. Zu derartigen Disziplinen gehören schon seit der Antike die Kosmologie und die (philosophische) Anthropologie, insbesondere die Bewußtseinsphilosophie, sowie in der modernen Philosophie: die Handlungstheorie (wenn sie nicht nur nach der Bedeutung des Wortes "Handlung", sondern auch nach der "Funktionsweise" von Handlungen fragt) und die Erkenntnisanthropologie. Alle diese Disziplinen gehen fließend in entsprechende Naturwissenschaften über und zielen wie diese auch auf die Ermittlung von Naturgesetzen. Sie lassen sich von den Naturwissenschaften aber in der dabei verfolgten Absicht und der Art der anvisierten Naturgesetze unterscheiden: Während es den Naturwissenschaften – sehr plakativ formuliert – in technischer Absicht um die Ermittlung der elementaren Naturgesetze geht, mit denen alles Geschehen erklärt werden kann, streben jene philosophischen Disziplinen in (selbst-)aufklärerischer und orientierender Absicht nach Wissen über die invarianten Vorgaben unseres Daseins, sozusagen über den Rahmen, in dem wir uns bewegen. Für diesen Zweck reicht – gemessen am heutigen naturwissenschaftlichen Standard – häufig ein Überblickswissen über einen speziellen Bereich von Gesetzen oder ein Wissen über molekulare Gesetze. – Diesen Typ philosophischer Erkenntnisse nenne ich "*deskriptiv-nomologisch*".

2. Selbstaufklärung kann aber auch so verstanden werden, daß wir das von uns Gestaltete untersuchen, wie und mit welchen Absichten wir die uns vorgegebenen Gestaltungsfreiräume ausfüllen. Im obigen Bild gesprochen: Wir erforschen nicht den Rahmen, in dem wir uns bewegen, sondern wie wir uns in ihm bewegen. Bei einer derartigen philosophischen Selbstaufklärung geht es aber nicht um unser faktisches Tun alleine – dieses ist vielmehr Forschungsgegenstand entsprechender empirischer Humanwissenschaften –, sondern um die Absichten und Gründe aus denen wir etwas tun. Diese Gründe sind auch dem Handelnden selbst bei weitem nicht völlig transparent, so daß es erst besonderer hermeneutischer Anstrengungen bedarf, bis wir bestimmte unserer Verhaltensweisen besser verstehen und so wieder einen Zugriff auf sie gewinnen. Bei der philosophischen Selbstaufklärung geht es aber auch nicht um individuelle oder statistisch häufige, typische Handlungsgründe. Die hier gemeinte Form philosophischer Selbstaufklärung unterscheidet sich von Tiefenpsychologie vielmehr dadurch, daß sie nach *idealen* Gründen und Verhaltensweisen sucht, d.h. rekonstruiert, aus welchen Gründen im Idealfall bestimmte ausgezeichnete

¹⁶ Tugendhat entwickelt solch eine Hierarchisierung, die von der praktischen Grundfrage ausgeht: Was soll ich tun? Vgl. *ibid.* 120-128.

Verhaltensweisen ausgeführt werden. Oder genauer: Es werden optimal begründete Ausschnitte aus den einzelnen Verhaltensweisen zugrundeliegenden - größtenteils nur impliziten - Absichten ermittelt und zu einem - nun explizierten - virtuellen Ideal zusammengefügt, an dem sich faktisches Handeln und Erkennen in günstigen Fällen bisher schon intuitiv orientiert hat. Auf diese Weise wird z.B. in der Sprachphilosophie die Funktion einzelner Satzteile rekonstruiert, in den Wissenschaftstheorien das Vorgehen und die Gültigkeitskriterien einzelner Wissenschaften. Weitere Disziplinen, die im erläuterten Sinne selbstaufklärerisch sind, sind zudem u.a. die Ethik, die Ästhetik, die Erkenntnistheorie, die Technikphilosophie, die rationale Handlungstheorie und die Argumentationstheorie. Die von ihnen angestrebten Erkenntnisse nenne ich "*idealisierend-hermeneutisch*".

3. Die idealisierend-hermeneutischen Disziplinen der Philosophie enthalten kritische Komponenten: Aus den empirisch vorgefundenen Verhaltensweisen und Gründen werden die idealen herausgefiltert; was dem nicht entspricht, wird dadurch - trivialerweise - als nicht ideal ausgeschieden. Dies ist die Voraussetzung dafür, die zugehörige Praxis auf diesen - bisher - idealen Stand zu bringen, etwa sauberer zu argumentieren, genauer zu schließen, besser zu erkennen oder rationaler zu handeln. Diese kritische und praktische Intention kann selbstverständlich noch weiter ausgedehnt werden, dadurch daß zu den *bisher* idealen Verhaltensweisen (i.w.S.) noch bessere Alternativen gesucht werden. Voraussetzung für ein derartiges technisches Konstruieren besserer Alternativen ist, daß man idealisierend-hermeneutisch verstanden hat, welche Funktion jene Verhaltensweisen eigentlich erfüllen sollen. Eine andere Voraussetzung ist, daß man sich deskriptiv-nomologisch über die Gestaltungsspielräume unseres Verhaltens informiert hat. (Insofern sind also die deskriptiv-nomologischen Disziplinen der Philosophie funktional für die praktisch-technischen.) - So sind denn alle idealisierend-hermeneutischen Disziplinen der Philosophie zugleich auch "*praktisch-technische*", wie ich sie nenne, da auch die bisher ideale Praxis in der Regel verbessert werden kann. Häufig gibt es auch innerhalb solcher Disziplinen einen nahtlosen Übergang zwischen idealisierend-hermeneutischen und praktisch-technischen Erkenntnissen, da man die herrschende Praxis oft sehr weit "auffrisieren" muß, um zu einer organisch zusammenhängenden Konzeption zu gelangen.

Welche Arten von Erkenntnissen in der Philosophie angestrebt werden, ist damit grob skizziert. Mit welchen Methoden, also mit welchen philosophischen Erkenntnisinstrumenten können diese Ziele - möglichst gut - erreicht werden?

1. Die Methoden der *deskriptiv-nomologischen* Disziplinen müßten eigentlich die der entsprechenden empirischen Wissenschaften sein, also der Physik, Physiologie, Biologie, der Psychologie, allgemeinen Historiographie, Soziologie und Politologie. Da die Philosophen jedoch keine eigenen methodisch ausgefeilten empirischen Untersuchungen treiben, sondern u.a. Ergebnisse dieser Einzelwissenschaften aufgreifen - leider noch zu wenig! -, bleiben für die deskriptiv-nomologischen Disziplinen der Philosophie nur theoretisch-axiomatisierende Aufgaben: Sie formulieren Theorien, Theorieskizzen, Modelle oder Teile von Theorieskizzen, die u.a. die zentralen empirischen Fragen der praktisch-technischen Disziplinen in der einen oder anderen

Weise beantworten. Die in den *philosophischen* Theorien verwendete Sprache stammt größtenteils aus den einschlägigen philosophischen Diskussionen über jene Fragen und deckt sich häufig nicht mit der Theoriesprache der entsprechenden Einzelwissenschaften. Als nächster Schritt werden dann die Ergebnisse dieser Einzelwissenschaften gesichtet, ob sie die philosophischen Hypothesen bestätigen, eine relevante Erweiterung der Theorie ermöglichen oder Korrekturen der Theorie erforderlich machen. Schließlich werden die nötigen Theorierevisionen durchgeführt, erneut überprüft etc.

2. Die *idealisiert-hermeneutischen* Disziplinen verwenden zum einen Interpretationen, um die faktischen intuitiven Absichten von Handelnden zu verstehen, und zum anderen praktische Begründungen, um aus den interpretierend ermittelten Absichten die am besten begründeten Stücke herausfiltern zu können. *Interpretationen*, in denen der Sinn von Handlungen oder Handlungsprodukten ermittelt werden soll, funktionieren so: Das Ziel ist es, die mentalen Ursachen dieser Handlungen oder Handlungsprodukte zu ermitteln, denn diese Ursachen enthalten die subjektiven Gründe, den Sinn, deretwegen der Handelnde die Handlung ausgeführt hat. Man sucht also die Erklärung der Handlungen oder Handlungsprodukte. Die Anwendungssituation für Interpretationen ist die, daß höchstens ein Teil der Ursachen bekannt ist. Über die unbekannt Ursachen werden bei der Interpretation deshalb einfach Hypothesen aufgestellt, die zusammen mit den Beschreibungen der bekannten Ursachen und der Beschreibung der zu erklärenden Handlung eine schlüssige Erklärung liefern. Unter den verschiedenen Hypothesenmengen, die die Beschreibungen der bekannten Ursachen zu einer schlüssigen Erklärung vervollständigen, wird dann die wahrscheinlichste gesucht.¹⁷ - In den idealisierenden Komponenten der idealisierend-hermeneutischen Disziplinen geht es darum, optimale Ausschnitte der den untersuchten faktischen Lösungen zugrundeliegenden Handlungsbegründungen ausfindig zu machen. Zu diesem Zweck benötigt die idealisierende Hermeneutik noch eine Theorie der praktischen Begründung. Dazu gleich mehr.

3. Zu den Methoden der *praktisch-technischen Disziplinen* gehört zum einen die Heuristik, die das Erfinden geeigneter Lösungsvorschläge erleichtern soll. Die Heuristik ist Thema der Psychologie. Die Anwendung heuristischer Verfahren in der Philosophie ist zwar ökonomischer, aber nicht unbedingt erforderlich. Der methodische Kern der praktisch-technischen Disziplinen sind hingegen praktische Begründungen von Werturteilen über jene Lösungsvorschläge, insbesondere von Optimalitätsurteilen, daß aus einer bestimmten Menge von Lösungsvorschlägen ein bestimmter der beste ist.

Nach welchen Prinzipien praktische Begründungen vorzugehen haben, und erst recht die wenigen präzisen Vorschläge für praktische Begründungen sind in der Philosophie besonders umstritten. Und es gibt innerphilosophisch auch keine entsprechende, fest etablierte und durchsichtige Begründungspraxis, auf die man zur Erläuterung des Begriffs der 'praktischen

¹⁷ Dies ist das grobe Verfahren; die Details finden sich in meinem Buch: *Praktische Argumentationstheorie. Theoretische Grundlagen, praktische Begründung und Regeln wichtiger Argumentationsarten*. Braunschweig: Vieweg 1989. Abschnitt 4.4.

Begründung' einfach verweisen könnte. Die Irritation über die Grundsätze praktischer Begründungen resultiert insbesondere daher, daß Gültigkeitskriterien für praktische Begründungen zu entwickeln ja selbst eine philosophische Aufgabe ist, und zwar der Erkenntnistheorie (i.w.S.), der rationalen Handlungstheorie und Argumentationstheorie (Reflexivität der Philosophie). Mit der folgenden, etwas ausführlicheren Darstellung der praktischen Begründungen verfolge ich deshalb zwei Zwecke: Zum einen möchte ich die in der bisherigen Systematik noch fehlende zentrale Methode erläutern. Zum anderen soll an einem Beispiel demonstriert werden, daß, wie und mit welcher fruchtbaren Resultaten sich die hier vorgestellte Konzeption von Philosophie durchführen läßt, wenn sie mit den entsprechenden expliziten Absichten und Methoden durchgeführt wird. Die Darstellung basiert auf einer von mir entwickelten Theorie praktischer Argumentationen¹⁸.

Begründungen sind etwas, das dazu motiviert, an bestimmten Überzeugungen (die durch die Begründung begründet werden), festzuhalten bzw. die begründeten Überzeugungen anzunehmen¹⁹. *Praktische* Begründungen sind Begründungen, die zu solchen Überzeugungen motivieren, die wiederum direkt oder latent zum Handeln motivieren. Die Überzeugungen, die genau dies leisten, sind Überzeugungen von Werturteilen. Praktische Begründungen sind deshalb wesentlich Begründungen von Werturteilen. (Handlungen und Normen lassen sich über die entsprechenden Werturteile begründen: "Es ist gut, daß die Norm n gilt"; "Es ist das beste für die Person s, die Handlung H₁ zu tun.") Oben hatte ich schon erläutert, daß die Bedeutungen von Werturteilen nicht direkt die Kriterien für ihre Wahrheit enthalten, sondern daß ihre Bedeutungen dafür auf die primären Bewertungskriterien des Wertungssubjekts verweisen. (Deshalb können wir Werturteile verstehen, ohne die Bewertungskriterien des Wertungssubjekts zu kennen, also auch ohne die Wahrheit des Werturteils überprüfen zu können.) Dieser zunächst einmal relativistische Bezug auf die subjektiven primären Bewertungskriterien kann nun mit der praktischen Funktion von Werturteilen erklärt werden: Wenn Überzeugungen von Werturteilen (latent) zum Handeln motivieren sollen, dann müssen die Werturteile auf Beurteilungskriterien rekurrieren, die das Subjekt bei seinen Handlungsentscheidungen selbst zugrunde legt. Wären die Bewertungskriterien schon in der Satzbedeutung enthalten, wie dies semantizistische Theorien über die Bedeutung von Werturteilen annehmen, dann würden Werturteile nur per Zufall (latent) zu Handlungen motivieren. Solche "Werturteile" wären also keine praktischen Urteile mehr und ihre Begründungen keine praktischen Begründungen.

In der Philosophie gibt es wie gesagt keine fest etablierte Praxis praktischer Begründungen, die das Material für eine *idealisierende-hermeneutische Rekonstruktion* abgeben könnte. Ich habe deshalb praktische Argumentationen aus anderen Bereichen, insbesondere z.B. Begründungen für Technikbewertungen untersucht und - schon idealisierend - damit begonnen, solche Argumentationen auszuwählen, die mir intuitiv einigermaßen plausibel erschienen. Die - idealisierten - Charakteristika solcher Argumentationen sind grob: 1. In praktischen

¹⁸ Christoph Lumer: *Praktische Argumentationstheorie*. Op. cit. Vor allem Kapitel 6.

¹⁹ Genauer: Christoph Lumer: *Begründung*. Erscheint in: H. J. Sandkühler (Hg.): *Enzyklopädisches Wörterbuch zu Philosophie und Wissenschaften*. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag 1989.

Argumentationen werden relevante Folgen und Eigenschaften des Wertobjekts beschrieben und 2. einzeln bewertet. 3. Diese Einzelbewertungen werden (z.T.) dadurch begründet, daß die entsprechenden Ketten von (wahrscheinlichen) Folgen immer weiter verfolgt werden bis zu anscheinend intrinsisch guten oder schlechten Ereignissen. 4. Die Einzelbewertungen der Folgen des Gegenstandes werden dann addiert zum Gesamtwert des Gegenstandes. 5. Bei vergleichenden Bewertungen wird schließlich der am höchsten bewertete Gegenstand ausgezeichnet. - Der (implizite) Grund für dieses Verfahren ist, daß, wenn bei Handlungsentscheidungen der (nach diesem Verfahren zu Recht) am höchsten bewertete Gegenstand gewählt wird, das intrinsisch Gute maximiert und das intrinsisch Schlechte minimiert wird; anders ausgedrückt: Durch die gewählte Handlung wird eine Welt realisiert, die möglichst viele und intensive intrinsisch gute Zustände und möglichst wenig und schwache intrinsisch schlechte Zustände und Ereignisse enthält.

Aufgabe der *deskriptiv-nomologischen* Disziplinen der Philosophie, hier speziell der Handlungstheorie, in diesem Zusammenhang ist, u.a. zu klären: Welche Arten von Überzeugungen über Handlungen motivieren Menschen tatsächlich unmittelbar zur Ausführung dieser Handlungen? Was sind die (in der Bedeutung der Werturteile angesprochenen) Bewertungsaxiome der Individuen? Da zu diesen Bewertungsaxiomen auch die intrinsischen Bewertungen gehören, insbesondere also: Welche Arten von Zuständen und Ereignissen werden tatsächlich intrinsisch als gut bzw. schlecht bewertet? Die Antwort auf die erste Frage habe ich oben schon vorweggenommen: Menschen werden durch Überzeugungen, daß eine bestimmte, aktuell ausführbare Handlungsalternative optimal ist, zur Ausführung dieser Handlung bewegt. Eine psychologisch-hedonistische Antwort auf die letzte Frage ist: Als intrinsisch gut werden nur positive Stimmungen wie: glücklich, fröhlich, zufrieden sein bewertet, als intrinsisch schlecht nur negative Stimmungen.

Die deskriptiv-nomologisch ermittelten Bewertungsaxiome und Handlungsprinzipien bilden die Grundlage für die *praktisch-technische* Verbesserung der rekonstruierten praktischen Begründungen; "Verbesserung" in dem Sinn, daß sie ihre durch die idealisierend-hermeneutische Rekonstruktion ermittelte Funktion (Optimierung der Welt nach Maßstab der Bewertungsaxiome) besser erfüllen. Es gibt eine ganze Reihe solcher Verbesserungen, u.a.: Die Wahrscheinlichkeiten der Folgen und die intrinsischen Wünschbarkeiten können quantifiziert werden; die Folgenanalysen können bis zur Ermittlung aller intrinsisch relevanten Folgen ausgedehnt werden; die Art der bei Entscheidungen zu vergleichenden Alternativen muß präzisiert werden (den Plan, Philosoph zu werden, kann man z.B. schlecht mit dem Plan vergleichen, ein Eis essen zu gehen). Durch derartige Verbesserungen der praktischen Begründungen wird wiederum der Aufwand für Handlungsentscheidungen enorm vergrößert, nämlich bis in beliebige Höhen. Deshalb benötigt man nun zusätzlich noch ein Rationalitätskriterium, wie weit der Aufwand jeweils getrieben werden soll.

Die Skizze meines methodischen Ansatzes in der Philosophie ist damit abgeschlossen. Ob die Position eine tragfähige positive Heuristik darstellt, können erst weitere Forschungen offenbaren. Jetzt schon gezeigt werden kann allerdings, daß sie wenigstens organisch ist: Der erkenntnistheoretische Ansatz ist instrumentalistisch. Die Methoden der Philosophie als spezielle

Erkenntnisformen werden von diesem Ansatz mit erfaßt. Denn auch die philosophischen Methoden sind besondere, historisch entstandene und verbesserungsfähige Erkenntnisinstrumente, die besonderen Zielen dienen (s.o.). Und daß die zu diesem instrumentalistischen Ansatz gehörenden Methoden auch tatsächlich angewendet werden (können), ist schon dadurch garantiert, daß sie zunächst aus der tatsächlichen Praxis idealisierend-hermeneutisch rekonstruiert werden. Und bei den Forschungen zu den idealisierend-hermeneutischen und praktisch-technischen Theorien über praktische Begründungen wurden auch tatsächlich Interpretationen und praktische Begründungen angewendet²⁰, während für die deskriptiv-nomologischen Aussagen über die anthropologischen Grundlagen praktischer Begründungen einfach Ergebnisse der Motivationspsychologie herangezogen und weiter axiomatisiert wurden.

²⁰ Den naheliegenden Zirkularitätsvorwurf habe ich widerlegt in: Christoph Lumer: Praktische Argumentationstheorie. Op. cit. Abschnitt 7.1.